Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die **Expedition** zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 337. **Mittwoch** den 4. Juli 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 4. Juli.

Gestern theilte bekanntlich die „Nat.-Lib. Corr." mit, es sei sehr wahrscheinlich, daß der Reichstagsbeschluß auf **Abschaffung des Jesuitengesetzes** in der nächsten Sitzung des **Bundesraths**, der letzten vor seinen Ferien, zur Erledigung kommen werde. Heute kommt das nationalliberale Partei-Organ auf die Angelegenheit zurück und spricht die Vermuthung aus, daß es bei dieser Entscheidung zu einer „**merkwürdigen Kraftprobe**" im Bundesrathe kommen werde. Diese Vermuthung wird folgendermaßen begründet:

„Der Bundesrath zählt bekanntlich 58 Stimmen, wovon 17 auf Preußen, 6 auf Bayern, die andern herabsinkend von 4 auf 1 auf die kleineren Bundesstaaten kommen. Die Hälfte der Stimmen beträgt also 29, bei Stimmengleichheit giebt das Präsidium den Ausschlag. Die Gesammtheit der Stimmen eines Bundesstaates kann nur einheitlich abgegeben werden. Von Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen und den sämmtlichen kleineren Staaten wird man wohl Ablehnung des Antrags erwarten können, zweifelhaft sind Preußen und Bayern, dieselben bilden aber mit zusammen 23 Stimmen keine Mehrheit. Es müßte schon ein sehr starker Druck auf einige kleinere Bundesstaaten ausgeübt werden, wenn nicht, ein seltener Fall, Preußen in einer wichtigen politischen Frage überstimmt werden sollte."

Bei der Vorsicht, mit welcher die „N.-L. C." Vermuthungen Ausdruck zu geben pflegt, ist man zu der Annahme berechtigt, daß Aeußerungen von maßgebender Seite vorliegen, welche die Zustimmung Preußens und Bayerns zu dem Reichstagsbeschlusse wahrscheinlich machen. Bei Bayern, das einerseits durch Staatsgesetz vor jesuitischen Niederlassungen geschützt ist und andererseits den vom Jesuitengesetz mit betroffenen Redemptoristen wieder Eingang verschaffen möchte, wäre das nicht gerade verwunderlich. Anders liegt die Sache bei Preußen, das nach einer bekannten Aeußerung des Grafen Caprivi vor noch nicht langer Zeit nicht gewillt war, das Jesuitengesetz fallen zu lassen. Freilich hat derselbe Graf Caprivi später es gern gesehen, als zu Gunsten der „Weißen Väter" ein Loch in das Gesetz gemacht wurde. Immerhin würde es eine große Wandlung bedeuten, wenn Preußen jetzt für die Aufhebung des Jesuitengesetzes stimmen und sich den Jesuitenfreunden zu Liebe sogar einer Niederlage im Bundesrathe aussetzen wollte, die das Ansehen des führenden Staates im Reiche nicht erhöhen könnte. Hoffen wir noch, daß die Auslassung der „N.-L. C." eine Kundgebung der preußischen Regierung veranlaßt, welche die Besorgniß vor einer so bedenklichen Kraftprobe im Bundesrathe verscheucht.

Aus Rom wird der „Polit. Corr." gemeldet, man nehme dort in politischen Kreisen an, daß der Gedanke einer **internationalen Vereinbarung zur Bekämpfung des Anarchismus** diesmal mehr Aussicht habe, feste Formen zu gewinnen. In Berliner politischen Kreisen glaube man, daß eine Bekämpfung des Anarchismus am besten durch eine Verbesserung der Polizei zu erzielen wäre; Ausnahmemaßregeln würden diesem Zweck kaum dienen. Bestätigt wird diese Information der „Polit. Corr." durch folgende augenscheinlich officiöse Auslassung der „Hamb. Corr.":

„Obgleich die Anarchisten bisher die romanischen Länder ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise zum Schauplatz ihrer Thaten gemacht haben, liegt es doch in der Natur der Sache, daß auch die Regierungen derjenigen Staaten, die von den Anarchisten selbst vorläufig verschont geblieben sind, sich zu Erörterungen darüber veranlaßt gesehen haben, in welcher Weise die bürgerliche Gesellschaft besser als bisher gegen diese geistige Krankheit geschützt werden könnte. Daß das Ergebniß dieser Erörterungen von heute auf morgen ans Licht treten werde, ist freilich nicht wahrscheinlich. So einfach die Aufgabe auf den ersten Blick zu sein scheint, so schwierig erweist sie sich, sobald es sich darum handelt, den Gegenstand der etwa zu ergreifenden Maßregeln in sicherer Weise festzustellen. Und je schärfer die Maßregeln sind, die in Vorschlag gebracht werden könnten, um so dringlicher wäre es, den Begriff des Anarchismus scharf zu definiren. In diesem Zusammenhang ist auch in der Presse bereits der Gedanke einer Deportation zur Discussion gestellt worden. Unter allen Umständen würde aber eine solche Maßregel nur auf solche Individuen Anwendung finden können, die ihre anarchistische Gesinnung in größerem oder geringerem Umfange bereits bethätigt haben. Diese Vorfragen würden auch dann zu erledigen sein, wenn es sich um internationale Maßregeln gegen die Propaganda der That handeln sollte. Im Wesentlichen würden diese Maßregeln polizeilicher Natur sein müssen. Man hat zwar eingewendet, daß die Polizeibehörden der einzelnen Staaten jetzt schon sich einander durch Mittheilung ihrer Erfahrungen unterstützen. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß auch in dieser Richtung bessere Garantien für ein einheitliches Vorgehen geschaffen werden könnten. Die Hauptsache ist freilich, daß in den romanischen Ländern die Organisation und Thätigkeit der Polizeibehörden eine bessere und wirksamere wird, da der Mangel einer zugleich vorsichtigen und entschiedenen Polizei in einem Lande hinreicht, alle Maßregeln unwirksam zu machen. Alles das sind übrigens für jetzt nur vorläufige und einseitige Erwägungen, da officielle Anregungen noch von keiner Seite vorliegen."

Es geht hieraus wenigstens hervor, daß Erörterungen zwischen den in Betracht kommenden Regierungen bereits stattgefunden haben, die freilich noch nicht so weit geführt haben, daß von irgend einer Seite mit einem greifbaren Vorschlage hervorgetreten werden konnte. Und ferner geht daraus hervor, daß von deutscher Seite besonderes Gewicht auf ein einheitlicheres Vorgehen der Polizei gelegt wird, das wir von allem Anfange empfohlen haben, das aber freilich eine Verbesserung der Polizei in den romanischen Ländern zur Voraussetzung hat. Was nützen z. B. internationale Polizeiconferenzen, wenn in einzelnen Ländern die polizeilichen Einrichtungen ebenso mangelhaft sind, wie die Thätigkeit ihrer Organe? Hoffentlich gelingt es bald, hier Wandel zu schaffen, damit auch mit Aussicht auf Erfolg Garantien für ein einheitliches Vorgehen geschaffen werden können.

Die **ultramontane Presse** aller Länder, so besonders die niederländische „Tyd", verarbeitet die **Ermordung Carnot's** in der bekannten Nutzanwendung, schiebt die letzte Schuld an der Greuelthat dem Liberalismus in die Schuhe und erbringt zum so und so vielten Male den „Beweis", daß nur diejenige Kirche, nach deren oberstem Lehrsatz alle Gewalt von Gott kommt, den Anarchismus wirksam zu bekämpfen im Stande sei. Das „Amsterdamer Handelsblatt" bemerkt in einer Polemik gegen die „Tyd": „Was man in dieser Beweisführung nicht vermeldet findet, ist die große Anzahl der Aufstände gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit, sowie der Mordthaten, welche die Geschichtschreiber aus jenen Tagen vermelden, in denen doch, selbst von den Aufrührern und Mördern, blindlings geglaubt wurde, daß die Obrigkeit göttlichen Ursprungs sei; daraus ergiebt sich also, daß die katholische Kirche damals nicht im Stande gewesen, diese verabscheuungswürdigen Leidenschaften zu unterdrücken oder auch nur im Zaum zu halten. Warum übergeht die „Tyd" mit Stillschweigen die Thatsache, daß Prinz Wilhelm I. von Oranien von einem fanatischen Katholiken ermordet worden ist, der vor der That vom einem Jesuiten in Trier die Absolution erhielt? Freilich, der Schweiger war von der Kirche und dem spanischen König geächtet, aber nachdem ihm die Generalstaaten den Eid geschworen, verrat er doch die legitime Obrigkeit. Daß Heinrich III. von einem Dominicanermönch und Heinrich IV. ebenfalls vom einem Fanatiker erdolcht wurden und daß der „Königsmörder" Damien von der öffentlichen Meinung als ein Werkzeug der Jesuiten betrachtet wurde, wird natürlich ebenfalls verschwiegen, dafür aber mit einer beinah komisch wirkenden Entrüstung die Thatsache festgestellt, daß, als vor etwa 30 Jahren ein Neapolitaner das bekannte Attentat gegen den König verübte, derselbe „von der gesammten liberalen Presse als ein Held und edler Mensch gefeiert worden sei, der sein Vaterland aus den Klauen der Reaction habe erlösen wollen" — eine Behauptung, deren Beweis das katholische Blatt ebenfalls schuldig geblieben ist. Und ist nicht das Buch des Jesuiten Mariana, der den Fürstenmord nicht nur vertheidigt hat, sondern unter Umständen sogar als eine Pflicht betrachtet wissen will, in verschiedenen katholischen Staaten, in denen die Ketzer ohne weiteres verbrannt wurden, an den Galgen geschlagen worden?" Man sieht also, was es mit dem Allheilmittel Rückkehr in den Schoß der Papstkirche auf sich hat.

Gestern ist die mit Spannung erwartete Botschaft des Präsidenten der **französischen** Republik, deren Wortlaut wir an anderer Stelle mittheilen, in dem Senat und der Deputirtenkammer verlesen und mit großem Beifall aufgenommen worden. Casimir Perier hat die Gelegenheit dieser ersten officiellen Verlautbarung dazu benutzt, um die von radicaler Seite an seine Wahl geknüpften Befürchtungen zu zerstreuen, indem er erklärt, daß er nicht die Politik einer bestimmten Partei, sondern, über den Parteien stehend, die der allgemeinen Wohlfahrt des Landes betreiben, daß er ein eifriger Wächter der republikanischen Institutionen sein und nach Ablauf der siebenjährigen Präsidentschaftsperiode nicht wieder candidiren werde. Der stürmische Beifall und die Bewegung, welche bei dieser letzten Versicherung durch die Reihen der Deputirten ging, läßt erkennen, daß thatsächlich Befürchtungen, Casimir Perier strebe nach einem autoritairen persönlichen Regime, in weiten Kreisen bestanden haben. Ob dieselben nunmehr als beschwichtigt gelten können, muß dahingestellt bleiben. Die radicalen Blätter sind, offenbar auf Grund der weiteren Aeußerung des Präsidenten, er werde seine Rechte zwar nicht verkennen, aber sie sich auch nicht verkümmern lassen, der Ansicht, Casimir Perier ambire nach wie vor eine rein persönliche Gewalt. Wir glauben das nicht, wenn wir auch nicht verkennen, daß in sieben Jahren Manches geschehen kann, was den Präsidenten der Republik zu einer Aenderung seiner Grundsätze zwingt. Mit Recht betont Perier, daß die furchtbare Erschütterung, welche die Republik durch den Dolchstoß des Präsidentenmörders erlitten, doch nicht vermocht habe, dieselbe in andere Bahnen zu drängen, daß mithin die republikanische Regierungsform für absehbare Zukunft als gesichert gelten könne. Was die Stellungnahme des neuen Präsidenten den Gewalten des Umsturzes gegenüber angeht, so hatte man allgemein erwartet, daß er ein sehr kräftiges Wort reden und eine besonders energische Action gegen den Anarchismus ankündigen werde. Dieser Erwartung hat die Botschaft nicht entsprochen, denn sie erwähnt zwar des Attentates auf Carnot als eines verabscheuungswürdigen Verbrechens, schweigt sich aber über etwaige Absichten der Regierung zur Unterdrückung des Anarchismus völlig aus und verspricht dafür, die Regierung werde nicht unempfindlich gegen unverdiente Leiden sein und die Hoffnungen derer nicht täuschen, welche nichts als Hoffnungen haben. Casimir Perier's Programm geht also in erster Linie nicht auf eine Bekämpfung des Anarchismus, sondern auf eine Ueberwindung desselben durch sociale Reformen zu Gunsten der ärmeren und ärmsten Classen. Daß der neue Präsident daneben stets für eine energische Zurückweisung der anarchistischen Theorie und Propaganda zu haben sein wird, versteht sich von selbst, wie er sich denn auch erst kürzlich in Lyon in diesem Sinne ausgesprochen hat, immerhin aber bleibt es auffallend, daß die Botschaft davon gänzlich schweigt. Langanhaltender Beifall und Bravorufe der Deputirten ließen erkennen, daß die Volksvertretung diesem Programmpunct Perier's durchaus zustimmt. Einen vorzüglichen Eindruck macht der Appell an die Senatoren und Deputirten, das unfruchtbare Parteigezänk hintanzuhalten und in Zukunft sich nützlicher Arbeit zu widmen, ein Appell, der freilich schwerlich den erwarteten Erfolg haben wird. Die Versicherung der Friedensliebe der Republik ist zwar etwas ceremoniell und durchaus in dem beliebten Stil gehalten, der „der Würde Frankreichs nichts vergiebt" und dem Chauvinismus mit einer stolzen Phrase schmeichelt, aber man weiß, daß es Casimir Perier thatsächlich um freundschaftliche Beziehungen zu allen Mächten, auch zu Deutschland, zu thun ist. Alles in Allem muß man sagen, daß die Botschaft an Vorsicht und Zurückhaltung das denkbar Mögliche leistet, aber man muß bedenken, daß dieselbe nicht das Programm eines Partei-Ministeriums, sondern die erste Enunciation eines Staatschefs ist, der über den Parteien stehen will und muß. Wir legen daher dieser doch immer mehr conventionellen theoretischen Aeußerung ein entscheidendes Gewicht um so weniger bei, als die Ereignisse sehr bald dafür sorgen werden, daß Casimir Perier thatsächlich zu ihnen Stellung nimmt.

Angesichts der gegenwärtigen Krisis in **Korea** sind nachstehende Mittheilungen des „Ostas. Lloyd" über die dortige fremde Bevölkerung von Interesse: „Die europäische Bevölkerung Koreas wächst äußerst langsam. Zu Anfang des Jahres 1890 waren in den drei Vertragshäfen — Jenchuan (Chemulpo), Fusan und Yuensan — 48 Europäer und Amerikaner ansässig; 1891 war diese Ziffer auf 58 gewachsen, im Jahre 1892 auf 64 und, nach einem kürzlich von dem statistischen Bureau der koreanischen Seezölle vorgenommenen Census, betrug die Zahl derselben zu Anfang dieses Jahres 73, d. h. sie hat innerhalb von 4 Jahren um 25 Köpfe zugenommen. Die japanische Bevölkerung ist dagegen in derselben Periode um fast 1000 Seelen gewachsen, die chinesische um etwas über 400. Unter den in den Vertragshäfen — wir schließen die Hauptstadt Söul nicht mit ein — ansässigen Europäern sind die Engländer am stärksten vertreten, nämlich mit 23 (gegen eine gleiche Ziffer im Vorjahre), zunächst kommen Deutsche 19 (gegen 21 im Jahre 1892), dann Amerikaner (17), 34 Franzosen und der Rest Dänen, Portugiesen, Russen und Italiener. Von dieser Gesammtziffer sind 31 in Jentschuan (Hafenort der Hauptstadt) ansässig, 17 in Fusan und 25 in Yuensan. Von der japanischen Bevölkerung, die zusammen 7254 Köpfe zählt, wohnen 4750 in Fusan (dem südlichen Vertragshafen), 2504 in Jentschuan und 794 in Yuensan. Die Chinesen sind mit 678 Köpfen am stärksten in Jentschuan vertreten. Die fremde (europäische) Bevölkerung Söuls beträgt etwa 60 Köpfe, zum großen Theile Missionare. Die Zahl der Eingeborenen in den drei Vertragshäfen belief sich zur selben Zeit auf etwa 50 000 Seelen; von dieser Ziffer lebten 31 000 in Fusan; 15 000 in Yuensan und 3900 in Jentschuan. Die Zahl der fremden Firmen wurde zu Anfang d. J. auf 198 geschätzt; von dieser Ziffer waren jedoch nur zwei Firmen deutscher, 1 amerikanischer und eine russischer Nationalität; dieselben sind, die letztgenannte ausgenommen, in Jentschuan thätig. Alle anderen Firmen waren japanisch oder chinesisch, und zwar

---

Feuilleton.

Die alte gute Zeit.

Eine Erzählung aus Niedersachsen von Greg. Samarow.

16] Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Der Graf empfing seine Gäste mit der ganzen liebenswürdigen und anmuthigen Artigkeit eines wirklich großen Herrn. Er trug den so kleidsamen und eleganten Gesellschaftsanzug der damaligen Zeit mit der weißen, sorgsam gefalteten Batistbinde, den schwarzseidenen Strümpfen und Schnallenschuhen und dazu das Commandeurkreuz und den Stern des hannoverschen Welfenordens, aber er sah in dieser kleidsamen Tracht und dem Ordensschmuck kaum vornehmer aus, als am Morgen in seinem einfachen Tageskrock. Für Jeden hatte er ein verbindliches Wort des Dankes für die ihm erwiesene Aufmerksamkeit, und auch die Gräfin erfüllte ihre Pflichten als Wirthin mit der ganzen formellen Höflichkeit einer vornehmen Dame.

Hilmar und Alice machten mit die Honneurs, Beide waren so heiter und verkehrten so vertraulich mit einander, daß manches Wort über das schöne junge Paar, das so ganz für einander paßte, in der Gesellschaft geflüstert wurde.

Endlich kam der Commandeur der in Hildesheim garnisonirenden Garde du Corps mit seinem Officier.

Der Graf war an das Fenster getreten, als die Herren in den Hof einritten.

Nach der ersten Begrüßung kam er zu dem Lieutenant von Grammstedt, einem jungen Mann mit noch fast kindlichem Gesicht, der ein wenig trübe und verstimmt aussah. Er fragte denselben nach seinem Vater und sagte dann:

„Apropos, mein lieber Grammstedt, ich habe eine Bitte an Sie, durch deren Erfüllung Sie mir einen großen Gefallen thun würden."

„Ich stehe ganz zu Ihrem Befehl, Herr Graf", erwiderte der Lieutenant verwundert.

„Ich stand zufällig am Fenster, als Sie einritten", fuhr der Graf fort, „Ihr Pferd fiel mir auf, das ist gerade ein Thier, wie ich es mir wünsche, wie ich es schon seit längerer Zeit vergeblich gesucht habe."

Herr von Grammstedt öffnete die Augen weit, es war ihm unbegreiflich, was der Graf, der weit umher wegen seines glänzenden Marstalles bekannt war, an seinem Pferde Besonderes finden könne.

„Ich weiß nicht", fuhr der Graf fort, „ob Sie geneigt sind, das Pferd abzugeben, aber wenn Sie es mir überlassen wollen, so würden Sie mir einen großen Gefallen thun."

Noch mehr erstaunt stammelte Herr von Grammstedt einige unverständliche Worte.

Der Graf schien dieselben als eine Bejahung aufzunehmen.

„Das freut mich", sagte er — „ich denke, wir werden wohl handelseins werden. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen — ich habe da englische Pferde stehen, vortreffliche Thiere, aber sie sagen mir nicht so zu, wie ich es wohl möchte. — Tauschen wir, ich gebe Ihnen eins davon gegen Ihres und zahle Ihnen die Ergänzung des Preises dazu, wenn Sie mir denselben stellen wollen."

„Ich weiß in der That nicht, Herr Graf", sagte der Lieutenant, der an ein seltsames Mißverständniß glauben mochte, „es wird mir schwer, einen Preis zu stellen."

„Nun, ich habe einen gewissen Kennerblick", fiel der Graf ein, „was würden Sie meinen, wenn ich Ihnen so fünfzig Louisd'or drauf gebe?"

„Herr Graf, ich weiß nicht", sagte der Lieutenant erröthend bei diesem Vorschlag, „der Preis —"

„Ist Ihnen zu gering, ja, ja, ich mag mich getäuscht haben", fiel der Graf ein, „sagen wir also, um die Summe abzurunden, fünfundsiebenzig Louisd'or — sind Sie einverstanden?"

Der Lieutenant zitterte vor Aufregung, er wollte eine Einwendung machen über dieses ihm unmöglich scheinende Geschäft.

Der Graf reichte ihm die Hand und sagte:

„Abgemacht also, ich nehme Ihr Pferd, ich gebe Ihnen eins von meinen Engländern und zahle Ihnen fünfundsiebenzig Louisd'or — das Geschäft ist abgeschlossen."

Er rief Hilmar heran und trug ihm auf, sobald sich ein Augenblick dazu finde, Herrn von Grammstedt in den Stall zu führen, damit dieser sich das ihm zusagende Pferd aussuchen könne.

Dann wendete er sich zu den übrigen Herren.

„Ich begreife nicht", sagte Grammstedt zu Hilmar, „wahrhaftig, ich begreife Ihren Herrn Vater nicht, er hat mir einen Handel gemacht, den ich gar nicht annehmen kann — es sind englische Pferde, hochedle Thiere, er will mir zu dem Tausch eine Summe zugeben, die an sich schon den Werth meines Pferdes übersteigt."

Hilmar zuckte die Achseln.

„Machen Sie Sich keine Sorge, mein lieber Grammstedt, mein Vater weiß wohl, was er thut, er hat zuweilen seine eigene Laune in Betreff der Pferde und versteht sich auch darauf — wer weiß, was Ihr Gaul für besondere Eigenschafte hat."

„Nun", rief Herr von Grammstedt, „mir wäre es recht, wenn der Herr Graf sie entdeckte, ich habe sie nicht entdecken können."

Hilmar wendete sich schnell von ihm ab.

Der junge Officier stand noch einige Augenblicke in tiefe Gedanken versunken, dann mischte er sich in die Gesellschaft und war so ausgelassen fröhlich, daß seine Kameraden ihn ganz erstaunt ansahen.

Herr von Rombeck hatte Alice wie eine gute Bekannte begrüßt.

Hilmar stand daneben. Da die Beiden alte Jugendfreunde waren, so fiel es Niemand auf, daß Rombeck etwas länger als die anderen Herren bei ihnen stehen blieb, und so setzte sich der Verkehr der jungen Leute während des ganzen Festtages fort.

Bei dem Diner in dem großen Ahnensaal, bei welchem die Lakaien in den scharlachrothen Galalivrées des Berghelz'schen Hauses servirten, saß Hilmar an Alicens Seite zur großen Befriedigung seiner Mutter und der Tanten. An ihrer anderen Seite hatte Herr von Rombeck seinen Platz, und wenn Alice und Hilmar lebhaft und fröhlich mit einander sprachen, so war es ja ganz natürlich, daß Hilmar's Freund an dieser Unterhaltung sich vielfach betheiligte. Wenn die Beiden ihre Gläser an einander klingen ließen, so schloß sich Rombeck an, wenn Alice erröthend zu dem Freunde ihres Vetters aufblickte, so mochte derselbe wohl irgend ein neckendes Wort gesagt haben, und wenn der Eine oder der Andere diesen Verkehr bemerkte, so wurde durch solche Beobachtung nur die Voraussetzung bestärkt, daß Hilmar und Alice für einander bestimmt seien und daß man bald die Verkündung ihrer Verlobung erwarten dürfe.

Während des Diners brachte eine Stafette dem Grafen einen Glückwunsch des Vicekönigs Herzogs von Cambridge mit der Ernennung zum Geheimen Rath.

Der Landdrost trank in warmen Worten auf das Wohl der neuen Excellenz, und der Graf schien, so wenig er sonst auf äußere Auszeichnungen Werth legte und so stolz er auf seine eigene persönliche Stellung als einer der ersten Edelleute war, freudig bewegt und gerührt über diese Aufmerksamkeit.

Die Stimmung der Gesellschaft wurde immer heiterer.

Bei der Promenade im Park, welche nach Tisch zwanglos stattfand, führte Hilmar seine Cousine am Arm. Die beiden verloren sich oft auf einsamen Wegen. Auch dies wurde bemerkt, und es fiel dabei nicht besonders auf, daß häufig sich auch wieder Herr v. Rombeck zu ihnen fand, ebenso wie auch einzelne der anderen jungen Officiere.

Diese ganze junge Gesellschaft ging auch mit zum Stall, als Hilmar, des Auftrages seines Vaters gedenkend, den Herrn von Grammstedt dorthin begleitete, um sich das eingetauschte Pferd auszuwählen, und der junge Officier mußte manche scherzende Bemerkung über sein Geschäft anhören, hinter der sich auch wohl ein wenig Neid verbarg, ohne daß er sich dadurch seine vortreffliche Laune stören ließ.

Am Abend wurde getanzt.

Wieder fanden sich Hilmar und Alice häufig zusammen, und wieder war dann auch Herr von Rombeck meist ganz in ihrer Nähe.

Spät am Abend erst trennte man sich. Die Wagen fuhren nacheinander davon.

Der Graf hatte einen Augenblick Zeit gefunden, um dem Herrn von Grammstedt eine geldgefüllte Börse, den Kaufpreis für sein Pferd, zuzustecken, und als die Officiere davonritten, von Hilmar bis in den Hof begleitet, stand Alice an einem der erleuchteten Fenster und winkte ihnen mit der Hand freundlichen Abschied zu.

Alles war befriedigt. Der Tag war glänzend verlaufen, kein Schatten war auf das schimmernde Bild des Glückes und der Freude gefallen.

Die Gräfin umarmte ihren Sohn, als er ihr Gute Nacht wünschte, mit einer Aufwallung mütterlicher Zärtlichkeit, welche die Grenzen der sonst so streng innegehaltenen Formen überschritt.

Am nächsten Morgen war der Graf wie gewöhnlich früh auf. Er fand Hilmar im Garten, als er aus seinem Pavillon hervortrat, um seinen Morgenspaziergang zu machen.

Es war dies eine Aufmerksamkeit, welche der junge Mann niemals versäumte, da er wußte, daß sein Vater es gern sah, wenn er ihn in dieser stillen Morgenstunde begleitete, so oft er zum Besuch nach Hause kam.

Beide schritten auf dem gewohnten Wege durch den Park, sie sprachen von Diesem und Jenem, was am gestrigen Tage geschehen war, und kamen bald auf die kleine Anhöhe, von

SLUB
Wir führen Wissen.